

CAROLA STERN: *Alles, was ich in der Welt verlange. Das Leben der Johanna Schopenhauer*. Kiepenheuer und Witsch Verlag, Köln 2003, 319 S.

Kein Entsagungsroman

Carola Sterns *Leben der Johanna Schopenhauer*

Hätte man um 1820 das gebildete zeitgenössische Lesepublikum nach dem Träger des Namens „Schopenhauer“ gefragt, so hätte die große Mehrzahl der Befragten auf Johanna Schopenhauer getippt. Sie war um diese Zeit schon eine bekannte und anerkannte Autorin. 1819 war ihr Entsagungsroman *Gabriele* erschienen. Kein Geringerer als Goethe, der ständige Gast der weithin berühmten Weimarer Teegesellschaften Johannas, aber als Literaturkritiker unbestechlich, hatte sich positiv über den Roman geäußert. Arthur Schopenhauer, der Sohn Johannas, heute der weitaus berühmtere Namensträger, war um diese Zeit noch fast unbekannt. Sein Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* war zwar mit derselben Jahreszahl wie *Gabriele* erschienen, wurde aber schon bald wegen gänzlicher Erfolglosigkeit zu Makulatur. Die Mutter hat das wohl nicht ohne ingrimmige Rechthaberei registriert.

Schon der Dissertation des Sohnes *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde* hatte sie mit dem ihr zu Gebote stehenden Sarkasmus ein Ladenhüterdasein prophezeit, obwohl Goethe sich hier ebenfalls beifällig geäußert hatte. Menschlich hatte sie schon ein paar Jahre zuvor mit dem unduldsamen Sohn gebrochen, der ihr als eifersüchtiger Nachfolgepatriarch des wahrscheinlich durch Selbstmord zu Tode gekommenen Mannes vorschreiben wollte, wie sie zu leben hätte: sparsam, nicht als Salonlöwin, und vor allem im Einklang mit der konventionellen Geschlechterrolle, über die sich Johanna mit ihrem Hausfreund Müller von Gerstenbergk offensichtlich hinweggesetzt hatte. Entsagung war nur in der Literatur ihre Sache.

Die so unterschiedlich verlaufene Rezeptionsgeschichte von Mutter und Sohn ist in den letzten Jahren auf dem Hintergrund der Frauenbewegung wenigstens partiell zugunsten von Johanna Schopenhauer revidiert worden. Teile ihres umfangreichen Werkes - schon 1830, acht Jahre vor Johannas Tod, konnte eine 24bändige Ausgabe ihrer *Sämtlichen Schriften* erscheinen - sind in Einzelausgaben wieder zugänglich, zumal ihre unvermindert lesenswerten Reisebeschreibungen und Erinnerungen. Der bedeutende Familien-Briefwechsel der Schopenhauers, ein einzigartiges Dokument, das neben Mutter und Sohn sowie dem Vater auch die Tochter Adele eindrucksvoll zu Wort kommen läßt, konnte zusammenhängend ediert werden. Die Biographie von Ulrike Bergmann zu Johanna, dazu die Adele-Biographie von Gabriele Büch und einige literaturwissenschaftli

che und genderhistorische Monographien, haben die ambivalenten familiären Beziehungen erschlossen.

An diese Arbeiten schließt jetzt die bekannte Publizistin Carola Stern mit ihrem erzählend gestalteten *Leben der Johanna Schopenhauer* an, Obertitel: *Alles, was ich in der Welt verlange*. Dieses „Alles“, bei dem offen bleibt, von wem sie es denn verlangt, war nach der Einschätzung der Biographin, die sich in einer fiktiven Szene mit einer „Grabrede ganz eigener Art“ unter die Trauergäste bei der Beerdigung Johannas einreicht, nicht genug. Mit „widersprüchlichen Gefühlen“ hat sie nach ihrem Eingeständnis Johannas Leben begleitet. Kein Wunder, weil Johannas Leben selber von Widersprüchen bestimmt war: zwischen gesellschaftlicher Anpassung und Nonkonformismus, zwischen Selbstverwirklichung und Verzicht.

Man liest das freimütige Bekenntnis der Biographin, das sehr gut zum Freimut Johannas paßt, nicht ungern, wie man sich überhaupt von ihrem Erzählstil gerne unterhalten läßt. Auch darf man wohl auf eine gewisse Affinität zwischen Johanna und der Biographin schließen. Aber heißt es denn nicht, etwas zuviel zu verlangen, wenn von einer vielschichtigen historischen Figur Konsequenz, um nicht zu sagen „Alles“ verlangt wird? Johanna war fürwahr eindrucksvoll genug. Ihr Witz war unschlagbar. Sie war tatkräftig, generös; für gesellschaftliche und moralische Vorurteile hatte sie nötigenfalls einen hinreichend sarkastischen Kommentar. Gegen einen genial begabten, aber mit der Neigung zur familiären Diktatur ausgestatteten Sohn konnte sie sich nach der allzeit zwischen Eltern und Kindern oder auch Partnern zitierbaren Maxime „Wir beide sind *Zwei*“ behaupten. Im Widerspruch zu ihren „Entsagungsromanen“ machte sie aus ihrem Leben gerade kein „ununterbrochenes Opferfest“, wie es die zeitgenössische Literaturkritik glossierte. Nur auf der Beziehung zur unglücklichen, zur gebrauchten und wohl auch von ihr mißbrauchten Tochter Adele liegt ein tragischer Schatten. Aber eine Lichtwelt, Tragödienfreiheit darf man zumal von einer Familie Schopenhauer nicht fordern. Ludger Lütkehaus, Freiburg